



Aufwachsen woanders

Was brauchen junge Menschen
in der stationären Erziehungshilfe?

Fachtagung

SOS-Kinderdorf e.V.

26. und 27. September 2019
Berlin, Botschaft für Kinder



Am 26. und 27. September 2019 trafen sich rund 150 Fachvertreterinnen und Fachvertreter in der Botschaft für Kinder in Berlin, um Anspruch und Wirklichkeit von Heimerziehung in den Blick zu nehmen. Sie diskutierten die eigene Fachlichkeit, die Haltung und Belastbarkeit der Fachkräfte, die altersentsprechenden Wünsche und Fragen der Heranwachsenden sowie deren spezielle Bedürfnisse für die Bewältigung des besonderen Aufwachsens. Im Fokus der Vorträge, Workshops und Foren sowie der Podiumsdiskussion standen die rahmenden Strukturen in den Erziehungshilfen.

SOS-Kinderdorf e.V.
Sozialpädagogisches Institut (SPI)
Renatastraße 77
80639 München
Telefon (089) 12606-432
Fax (089) 12606-433
info.spi@sos-kinderdorf.de
www.sos-kinderdorf.de/spi

Titelfoto: © Imgorthand / istockphoto.com
Veranstaltungsfotos: SOS-Kinderdorf e.V.

INHALT

Impressionen 4

Einleitung: Bedürfnisse von Heranwachsenden als Ausgangspunkt guter Heimerziehung 5

VORTRÄGE

Gutes Aufwachsen durch Beziehung und Erziehung unterstützen – Erkenntnisse aus der Hirnforschung 8

Was macht gute Heimerziehung aus? Überlegungen und Erkenntnisse aus der Heimforschung..... 11

Der Start ins eigenständige Leben – Was nehmen Care-Leaver aus der Heimerziehung mit? Ergebnisse aus der Längsschnittstudie des SOS-Kinderdorf e.V. 13

Wenn Kinderseelen leiden - Pädagogisches Handeln zwischen Hilfe und Überforderung 16

Wohin für junge Menschen die Reise geht. Spuren in die Zukunft 18

FOREN

Sichtweisen und Bedürfnisse in der mittleren Lindheit – Einblicke in das LBS-Kinderbarometer 21

Die Vorstellungen vom guten Leben bei Heranwachsenden mit Jugendhilfenerfahrung 22

Bewältigungsanforderungen in den komplexen Übergängen des Jugendalters ... 25

Zum seelischen Wohlbefinden von Heranwachsenden – Ergebnisse aus der BELLA-Studie 26

Vertrauen in pädagogischen Beziehungen reflektieren, fördern und nutzen..... 27

Ressourcenorientiertes Arbeiten mit (familiär) belasteten Kindern und Jugendlichen.....28

Meine fachliche Haltung als innerer Anker in herausfordernden Situationen.....30

Biografiearbeit als pädagogische Praxis31

IMPRESSIONEN



Podiumsdiskussion mit Dr. Kristin Teuber, Jutta Decarli, Dr. Harald Britze, Juliane Meinhold und Marion Moos



EINLEITUNG: BEDÜRFNISSE VON HERANWACHSENDEN ALS AUSGANGSPUNKT GUTER HEIMERZIEHUNG

Claudia Frank
SOS-Kinderdorf e.V., Sozialpädagogisches Institut, München

Gutes Aufwachsen in der Heimerziehung ist mit vielen Ansprüchen und Herausforderungen verbunden. Die SOS-Fachtagung stellte die Heranwachsenden mit ihren Bedürfnissen in den Mittelpunkt von Vorträgen, Workshops und einer Podiumsdiskussion. Doch auch die Rahmenbedingungen guter fachlicher Arbeit, das fachliche Handeln selbst und die herausfordernde Balance, diesem Anspruch bei hoher Arbeitsbelastung gerecht werden zu können, waren wichtige Themen, da Heimerziehung als institutionelles Arbeitsfeld von all diesen Aspekten zentral mitbestimmt ist.



Bei der Vorstellung der Längsschnittstudie des SOS-Kinderdorf e.V. wurden die Bedürfnisse ehemaliger Betreuer offenkundig: Care-Leaverinnen und Care-Leaver wünschen sich, dass sie in ihrer Verselbstständigung im Alltag begleitet werden, in einem Prozess der kleinen Schritte, der möglichst bereits viele Jahre vor dem Auszug startet. Von einer Verantwortung für die eigenen Belange, aber auch für die der Gruppe können sie in puncto Handlungsfähigkeit später stark profitieren. Die Heimerziehung ermöglicht vielen jungen Menschen zu wenig, sich mit der Welt außerhalb der Einrichtung zu beschäftigen, Zugehörigkeiten außerhalb der Einrichtung aufzubauen und Interessen zu entwickeln.

Wer sich ernst genommen fühlt, dem geht es schlichtweg besser! Dies ist ein zentrales Thema des LBS-Kinderbarometers. Als eine der größten Kinderstudien Deutschlands mit über zwanzigjährigen Erfahrungswerten interessiert sich das Kinderbarometer für die subjektive Sicht Heranwachsender auf gesellschaftliche Themen, für ihr Wohlbefinden und ihre Zukunftserwartungen.

Doch wie wird unsere Gesellschaft in der Zukunft aussehen? Der Publizist Dr. Peter Felixberger gab den Tagungsteilnehmenden Einblick in die Themen der Zukunftsforschung, die einige Trends klar benennt: Unsere Gesellschaft wird älter und heterogener werden. Ungleichheit wird auf unterschiedlichen Ebenen weiter zunehmen. In der Arbeitswelt beispielsweise werden Kernbelegschaften, die über ein solides Einkommen verfügen, schrumpfen, dagegen werden Arbeitnehmer auf zuarbeitenden, prekären Arbeitsplätzen prozentual stark zunehmen.

Mit Zukunftsvorstellungen befasst sich auch Eva Marr von der Hochschule Fulda. Sie forscht zu Vorstellungen Heranwachsender mit Jugendhilfeefahrung zu einem guten Leben und plädiert stark für ein interdisziplinäres Hilfekonzept. Hintergrund sind die unerfüllten Wünsche nach Teilhabe oder Selbstverwirklichung der jungen Menschen, die in der Praxis allzu oft an starren Zuständigkeiten und an der negativ kategorisierenden Einschätzung der Professionellen scheitern.

Die Strukturen in den Erziehungshilfen waren eines der zentralen Themen der Podiumsdiskussion. Die Referentin für Jugendhilfe beim Paritätischen Gesamtverband Juliane Meinhold gab zu bedenken: „Was nützt die ganze gute Pädagogik, wenn sie aus strukturellen Gründen nicht wirklich umgesetzt werden kann?“ Marion Moos vom Institut für Sozialpädagogische Forschung in Mainz machte sich für mehr Dialog in der Heimerziehung stark. Kinder, aber auch Eltern müssten sich einbezogen fühlen, die Fachkräfte müssten in einen echten Austausch gehen, um zu verstehen, was ihr Gegenüber ausmacht und beschäftigt. Ähnlich äußerte sich Jutta Decarli, die

Geschäftsführerin des AFET Bundesverbandes für Erziehungshilfe e.V.: „Jedes Kind hat Eltern. Daher braucht es wertschätzende Elternarbeit als Bestandteil von Heimerziehung sowie gleichzeitige Hilfen im Heim und in den Familien.“ „Von einer guten Fallarbeit profitiert das Kind, die Familie, aber auch der Hilfeverlauf“, gab Dr. Harald Britze vom Bayerischen Landesjugendamt zu bedenken und stellte den Einstieg in die Hilfe als „Knackpunkt“ heraus, an dem sich oft entscheidet, ob das Kind dauerhaft beteiligt ist und ob es dies auch wahrnimmt.

Vertrauen ist ein entscheidender Modus und wesentliche Voraussetzung für eine gute Beziehung. Dr. Susan Arnold betonte, Vertrauen könne nur gemeinsam entstehen. Neben der Bereitschaft, sich auf das Gegenüber einzulassen, es ernst zu nehmen, seien daher Anlässe wichtig, um Vertrauen aufzubauen. Jugendliche setzten insbesondere auf die Verschwiegenheit des erwachsenen Gegenübers. Eine Fachkraft könne die Vertrauensbildung auch unterstützen, indem sie verlässlich und transparent ist und offenlegt, was sie in ihrer Rolle für sich behalten darf, aber dennoch im Team teilen muss.

Ein besonderes Highlight der Tagung war der lebendige Vortrag von Prof. Joachim Bauer, einem renommierten Hirnforscher und Psychotherapeuten, der sich ausführlich mit pädagogischen Fragen beschäftigt hat und der die Fachkräfte ins Zentrum seines Vortrages stellte. „Resonanz“ ist für Bauer der Schlüsselbegriff für wirksame Beziehungen. Was pädagogische Fachkräfte schon lange wissen und in ihrem Tun alltäglich erleben, lässt sich nun auch in der Hirnforschung nachweisen: „Gesehen werden“, mit einem anderen Menschen und dem, was er ausstrahlt, in Kontakt zu gehen, darauf muss ein Arbeitsbündnis in der Pädagogik aufbauen. Durch seinen Vortragsstil ließ Bauer die Tagungsteilnehmerinnen und -teilnehmer an dieser wirkmächtigen Erfahrung teilhaben. Die anspruchsvolle Aufgabe bedarf einer bewussten Auseinandersetzung mit der eigenen Innerlichkeit, mit den Gefühlen und Gedanken, die das anvertraute Kind, der Jugendliche in der Fachkraft auslösen. Weil wir Menschen mit unserem Gegenüber in einer schwingungsvollen Resonanz verbunden sind, vermittelt sich sehr viel mehr von dem, was wir fühlen und denken, als uns bewusst ist.

Inhaltlich sehr anschlussfähig referierte Prof. Günther Opp von der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg zum Umgang mit seelisch belasteten Kindern. Nach Stationen der Vernachlässigung und Gewalt fällt es ihnen meist schwer, Beziehungsangebote anzunehmen oder Empathie zu empfinden. Aggressivität ist auch eine Verteidigungshaltung, um Situationen zu kontrollieren. Im Umgang mit belasteten Kindern reagieren Fachkräfte zumeist auf die Probleme, die Kinder erzeugen, und nicht auf die Bedürfnisse, die sie durch ihr Verhalten kommunizieren. Dabei sind kompensatorische Erfahrungen mit stärkenden Beziehungsangeboten der zentrale Lerngegenstand für diese Kinder und Jugendlichen, auch wenn dieses den Fachkräften viel Geduld und Aushalten schwieriger Situationen abverlangt. „Man muss Liebe erlebt haben, um zu lieben“, so Prof. Opp, denn „Liebe ist nicht nur ein Gefühl, sondern eine Kompetenz.“

Zum seelischen Wohlbefinden junger Menschen befragt die BELLA-Studie seit Jahren rund 3.500 Kinder und Jugendliche, aber auch deren Eltern. Internalisierende Auffälligkeiten (Ängste, Depression etc.) sind Eltern oft nicht bewusst, doch ab der Pubertät mehren sich bei Mädchen hier die Belastungsanzeigen. Von externalisierenden Auffälligkeiten (etwa Störungen des Sozialverhaltens, ADHS) berichten dagegen eher die Eltern, die Kinder selbst sehen hier seltener Probleme. Insgesamt zeigt die BELLA-Studie: Psychische Auffälligkeiten beginnen häufig früh und sind mit psychosozialen Risikofaktoren verbunden, die auf eine Vielzahl von Kindern in der Heimerziehung zutreffen (wie beispielsweise niedriger Sozialstatus, familiäre Konflikte oder die psychische Belastung eines Elternteils).

In Workshops konnten die Tagungsteilnehmenden die Grundlagen der Biografiearbeit als Möglichkeit kennenlernen, belastende Erfahrungen deutend zu bearbeiten. In anderen Workshops standen etwa die eigene Haltung oder Ressourcen der Fachkräfte

auf dem Programm. Für die Referentin Dr. Sibylle Friedrich vom Institut für Sozialpädagogische Psychologie in Quickborn sind Ressourcen oftmals unbewusste Kraftquellen. Nur unter bestimmten Voraussetzungen werden sie sichtbar, wenn die Würdigung der Probleme und das Erkennen von Stärken miteinander in Einklang gebracht werden. Ähnlich unbewusst ist vielen die eigene Haltung, die als berufsbezogene Wertebasis von persönlichen Überzeugungen, theoriebasiertem Wissen und praktischen Erfahrungen geprägt ist. Werden sich Fachkräfte ihrer eigenen Haltung bewusster, so betonte Judith Rieger, gelinge es ihnen eher, Standpunkte einzunehmen, von denen aus sie professionelles Handeln hinterfragen, beurteilen und legitimieren können.

Die Ansprüche an die Strukturen, Konzeptionen und das alltägliche Handeln der Fachkräfte in den Erziehungshilfen sind hoch. Mit einem breiten Blick auf die Heimforschung betonte Marion Moos vom Institut für Sozialpädagogische Forschung in Mainz in ihrem engagierten Vortrag: „Heimerziehung ist zugleich Belastung als auch Ressource und von sehr unterschiedlichen Einflussfaktoren bestimmt.“ Positiv wirkten etwa eine Normalität im Alltag, möglichst lange biografische Linien sowie das Ausschöpfen von Bildungspotentialen und Beteiligung. Das Thema der Resonanz, der intensiven innerlichen Beziehung zwischen anvertrautem Heranwachsenden und der Fachkraft zog sich durch die Tagung. Moos stellte die Wirkung beim jungen Menschen als entscheidendes Moment heraus. Als übergeordnete Prüffrage guter Heimerziehung gelte, ob sie zu einer selbstbestimmten Lebensführung mit ausreichend Optionen führen kann.

Zu diesen und allen weiteren Themen der Tagung finden Sie nachfolgend ausführliche Informationen.

VORTRÄGE

GUTES AUFWACHSEN DURCH BEZIEHUNG UND ERZIEHUNG UNTERSTÜTZEN – ERKENNTNISSE AUS DER HIRNFORSCHUNG

Prof. Dr. Joachim Bauer
International Psychoanalytic University Berlin gGmbH

Motivation als Treibstoff

Für die (pädagogische) Arbeit mit Kindern ist es bedeutsam zu wissen, wie Kinder Motivation und Lebensfreude entwickeln. Motivation ist ein wichtiger Schlüssel zur Lebensbewältigung und begegnet uns auch in Begrifflichkeiten wie „Energie“, „Anstrengungsbereitschaft“ und „Durchhaltevermögen“. Doch wie entsteht Motivation? Was sind Bedingungen dafür, dass ein Kind motiviert ist? Motivation ist essentiell auf tragende Beziehung angewiesen.

Die Neurobiologie als Radarsystem für die Qualität sozialer Beziehungen



Um ein tiefes Verständnis von Beziehungen zu entwickeln, hilft ein Blick in die Neurobiologie. Im Mittelhirn ist das sogenannte Motivations- oder Belohnungssystem verortet, hier werden Botenstoffe für die Motivation produziert. Doch durch welche äußeren Einflüsse wird dieses System tätig?

„Die Antwort ist: Wenn wir merken, wenn unser Gehirn merkt, dass einige andere Menschen auf uns schauen und uns das Gefühl geben, du bist wichtig, auf dich kommt es an, du gehörsst zu uns, auf dich setzen wir! Wenn wir das spüren, dann fängt das Motivationssystem an, aktiv zu werden, und schüttet seine Botenstoffe aus. Das ist wissenschaftlich gesichert.“

Unser Gehirn macht also aus sozialen Erfahrungen Biologie. Das limbische System in unserem Gehirn ist darauf ausgerichtet, das soziale Umfeld zu analysieren und durch Akzeptanz und Ausgrenzung zu bewerten. Dieser Vorgang ist evolutionsbedingt und macht den Menschen zu einem sozialen Lebewesen. Ausgrenzung aus der sozialen Gemeinschaft hat früher den Tod bedeutet, das limbische System hat sich daher als Überlebenshilfe entwickelt.

„Das ist wie so eine Art Radarsystem für die Qualität der sozialen Beziehungen.“

Die Leistungen dieses Radarsystems sind intelligenzunabhängig und werden permanent erbracht – immer und automatisch. Aktiviert wird dieses System beispielsweise durch Bewegung (sämtliche sportliche Aktivitäten) sowie durch Musik (die konkrete Musikrichtung ist irrelevant), wenn Kinder und Jugendliche Freude erleben und sie die Möglichkeit haben, sich selbst Ausdruck zu geben. Die beschriebene neurologische Aktivität verstärkt sich insbesondere durch das Interesse, den Einbezug der Heranwachsenden: Wie stark messen sie einer Thematik Bedeutung zu, können sie sich mit ihrer Meinung, ihren Gefühlen äußern?

Wichtig ist außerdem, ob ihnen dabei jemand zuhört, wenn das Kind die Möglichkeit hat, etwas von sich preiszugeben, von sich etwas zu zeigen. Das erhöht die Motivation eines Kindes, das Kind wird durch die Zuwendung energiegeladener.

Beziehung heißt zunächst, dem Kind zu zeigen: Du bist wichtig, wirst umfassend gesehen und wahrgenommen, auch mit deinen negativen Verhaltensmerkmalen und in schwierigen Situationen.

„Beziehung heißt, in Interaktion mit dem Kind sein, und das heißt auch, Schwierigkeiten miteinander besprechen, auch mal einen Streit aushalten.“

Beziehungslosigkeit kann am Beispiel des „Verwöhnens“ gut illustriert werden. Als Gegenteil von Beziehung kann Verwöhnung als die Verweigerung von Beziehung verstanden werden; wer anstelle gemeinsam verbrachter Zeit eine Ausgleichsleistung (zum Beispiel in Form von Geld) erbringt, vermeidet eine echte Interaktion und somit Beziehung.

„Das heißt, Verwöhnung ist die Methode, mit der wir Erwachsene, wenn wir keine Zeit oder keine Lust haben, uns aus Beziehungen rausziehen.“

Ähnlich zeigt das „Durchgehenlassen“ von negativen, unangebrachten Verhaltensweisen dem Kind: Du bist für mich irrelevant. Anders sieht es aus, wenn Erwachsene in einer Haltung der positiven Autorität und Selbstkontrolle auf unangebrachtes oder aggressives Verhalten reagieren.

Die pädagogische Arbeit mit Kindern und Jugendlichen – ein Beziehungsberuf

„Und ohne eine hinreichend gute Beziehung gibts keine Motivation und am Ende übrigens auch keine psychische Gesundheit, auch nicht für die, die den Job mit den Kindern machen.“

Entgegen verbreiteter Annahmen ist pädagogisches Handeln weitaus anstrengender, wenn es nicht auf einer echten Beziehung zwischen der Pädagogin oder dem Pädagogen (oder der Lehrerin, dem Lehrer, der Psychotherapeutin, dem Psychotherapeuten) und der oder dem Heranwachsenden fußt.

„Wenn das Kind merkt, da ist ein zugewandter Erwachsener, und der ist treu, also der macht das nicht nur, wenn er mal Lust hat, und wenn er mal keine Lust hat, lässt er mich hängen [...], dann kann dieser Erwachsene auch sagen: Hör mal, jetzt möchte ich aber auch, dass du mitmachst, ja.“

Beziehung entsteht und drückt sich ganz zentral über Sprache und Körpersprache aus. Insbesondere Kinder gehen in Resonanz mit allem, was sie sehen und dadurch auch in sich fühlen. Auf diese Weise können sie von anderen Menschen und ihrem Tun angesteckt werden, Verbundenheit erfahren. Wenn Erwachsene sich mit Freude einer Aufgabe zuwenden, wird das beteiligte Kind dies wahrscheinlich ähnlich tun. Resonanz ist jedoch nicht auf Emotionen beschränkt – was wir an Verhalten beobachten, bildet sich ähnlich in unserem Gehirn ab, wie selbst ausgeführte Verhaltensweisen.

„Wenn er sieht, wie jemand anderes sich bewegt, fangen bei ihm die Nervenzellen, die in seinem Körper Bewegung steuern könnten, fangen ganz heimlich still und leise an mitzumachen. Und das ist das Prinzip der Resonanz.“

Ausgelöst wird diese Resonanz durch die gegenseitige Wahrnehmung. Die Resonanzfähigkeit ist stärker, wenn etwa das wahrgenommene Gefühl bei der „einfühlenden“ Person bereits selbst erlebt wurde. Wie das Kind in Resonanz mit dem Erwachsenen gehen kann, kann umgekehrt auch der Erwachsene sich im Kind erkennen. In einem negativen Resonanzmoment könnte dies folgendermaßen aussehen:

„Das Kind tritt auf, merkt, es löst eine Resonanz aus, und merkt: Oh, diese Resonanz hat einen Text, und der geheime Text heißt, um Gottes Willen, ach du schon wieder.“

Löst ein Kind bei unterschiedlichen Personen eine ähnliche negative Resonanz aus, wirkt dies mit hoher Wahrscheinlichkeit auf das Kind zurück, kann negative Gefühle auslösen und letztlich negative Verhaltensweisen befördern (Self fulfilling prophecy).

Ressourcen- und Beziehungsarbeit durch Resonanz

Resonanz ermöglicht auch die Aufschließung von Ressourcen durch einen sogenannten Potentialblick:

„Du hast ja noch andere Seiten, und wo sind die? Die will ich sehen, [...] ohne dass ich verleugne, dass wir auch Schwierigkeiten miteinander haben.“

Resonanz kann für ein Kind, einen Jugendlichen damit Möglichkeits- und Entwicklungsräume öffnen oder schließen, die dann über die weitere Entwicklung mitentscheiden. Resonanz wird durch das Gegenüber ausgelöst und wird doch in uns selbst erlebbar. Dies legt einseitige Interpretation nahe, die der subjektiven Sicht des Gegenübers zu wenig Raum lässt. Daher sollten sich Heranwachsende immer auch selbst zu ihren Gefühlen äußern.

Fazit

Der pädagogische (und psychologische, medizinische usw.) Beruf ist ein Beziehungsberuf. Kinder und Jugendliche benötigen lebendige und aufrechte Beziehungen zu Erwachsenen, zu anderen Kindern und zu anderen Jugendlichen, um Motivation zu entwickeln und damit in den unterschiedlichsten Lebenslagen handlungsfähig zu sein. In einer solchen Beziehung gilt es, sein Gegenüber ganzheitlich (mitsamt der positiven und negativen Verhaltensmerkmale) und als bedeutsam wahrzunehmen. Dies bedeutet, dass negative Verhaltensweisen nicht toleriert werden, gleichzeitig positive Verhaltensweisen potentiell immer vorausgesetzt werden. Der Ausdruck „positive Autorität“ ist hier das Schlüsselwort. Den Kindern und Jugendlichen kann dadurch von pädagogischen Fachkräften ein Potentialraum geöffnet werden. Bindeglied zwischen Erwachsenem und Heranwachsenden ist hierbei Resonanz. Neben dieser Verbundenheit muss den Kindern und Jugendlichen die Möglichkeit gegeben werden, ihre eigenen Gefühle zu äußern, gewissermaßen ihre verkörperte Resonanz zu versprachlichen.

Zum Referenten:

Joachim Bauer ist Arzt, Neurowissenschaftler, Psychotherapeut und Autor von Sachbüchern. Als habilitierter Facharzt für Innere Medizin und für Psychiatrie lehrte er am Universitätsklinikum Freiburg. Seit seiner Emeritierung 2017 ist er Gastprofessor an der International Psychoanalytic University Berlin (IPU) und praktizierender Arzt. In seinen Büchern macht Bauer Erkenntnisse der modernen Neurowissenschaften für ein breites Publikum und nicht zuletzt für die Pädagogik zugänglich.

Literaturtipps:

Bauer, Joachim (2005): Warum ich fühle, was du fühlst – Intuitive Kommunikation und das Geheimnis der Spiegelneurone. Hoffmann und Campe: Hamburg.

Bauer, Joachim (2019): Wie wir werden, wer wir sind: Die Entstehung des menschlichen Selbst durch Resonanz. Blessing: München.

WAS MACHT GUTE HEIMERZIEHUNG AUS? ÜBERLEGUNGEN UND ERKENNTNISSE AUS DER HEIMFORSCHUNG

Marion Moos, Institut für Sozialpädagogische Forschung (ism gGmbH), Mainz

Was gilt als gute Heimerziehung? Es wird schnell deutlich, dass die Beantwortung dieser Frage vielschichtig ist und es dabei einige Spannungsfelder zu beleuchten gilt. So ist die Frage nach guter Heimerziehung immer auch in Abgrenzung zu anderen möglichen Hilfeformen zu reflektieren. Eine stationäre Unterbringung ist zugleich Belastung als auch Ressource. Zudem macht es aus Sicht der Adressatinnen und Adressaten einen Unterschied, inwiefern die Entscheidung für die Hilfe als „Fremdplatzierung“ oder als selbstgewählte Entscheidung für einen alternativen Lebensort wahrgenommen wird. Bei der Beantwortung der Frage nach guter Heimerziehung müssen aber auch Normalitätsvorstellungen sowie Sichtweisen der Freiheit der eigenen Lebensgestaltung reflektiert werden. Es sind aber auch Aspekte hinsichtlich der qualitativen Ausgestaltung der Hilfe sowie der aus der Heimerziehung resultierenden Wirkungen tangiert.



Einen möglichen Orientierungspunkt guter Heimerziehung kann der „Capability approach“ (Befähigungsansatz) bieten. Ausgehend von der jeweiligen Lebenssituation, wird unter Berücksichtigung gesellschaftlicher Rahmenbedingungen der Fokus auf Handlungsbefähigung und Verwirklichungschancen gelegt. Die Frage ist somit, was der einzelne junge Mensch und seine Familie brauchen, um „ein Leben führen zu können, für das sie sich mit guten Gründen entscheiden konnten und das die Grundlagen der Selbstachtung nicht in Frage stellt“ (Sen 2000: 29).

„Was kann man auch unter schlechten Rahmenbedingungen bestmöglich rausholen? Und das nicht nur individuell gefragt, sondern wir schauen uns gleichzeitig die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen dazu an. Und da gibt es in Bezug auf die Heimerziehung und das Bild der Heimerziehung in der Öffentlichkeit wirklich viel zu tun.“

Man weiß inzwischen um vielfältige Einflussfaktoren, die die Qualität guter Heimerziehung beeinflussen. So gilt es, die Lebensqualität und Normalität im Alltag zu sichern, Beteiligung und Mitbestimmung möglich zu machen, einen sicheren Ort und eine berechenbare Umwelt zu gewährleisten sowie Fähigkeiten und Bildungspotentiale auszuschöpfen. Zugleich ist aber auch bedeutsam, dass eine Auseinandersetzung mit der eigenen Herkunft erfolgt, dass Beziehungen zur Herkunftsfamilie geklärt werden und, wann immer möglich, lange biografische Linien ermöglicht werden. Es gilt, Unterstützung darin zu bieten, eigene Zukunftsvorstellungen entwickeln und realisieren zu können.

„Die Zielperspektive ist – soweit es möglich ist – eine selbstbestimmte Lebensführung. Das ist ein sehr hoher Anspruch. [...] Es geht darum, ein Leben führen zu können, für das man sich aus guten Gründen entscheiden konnte. Das heißt nicht, dass auf einmal alles möglich wird, aber man weiß, wohin es gehen kann [...]. Die Grundfrage des Angenommenseins, der Wertschätzung und des Zugehörigkeitsgefühls, [...] das ist für die Kinder und Jugendlichen ein zentraler Aspekt. Und da ist noch Luft nach oben in der Heimerziehung, an diesen Punkten zu arbeiten.“

Ausgewählte Weiterentwicklungsimpulse guter Heimerziehung zeigen sich vor allem hinsichtlich folgender fünf Aspekte: Erstens in der Ausgestaltung eines alternativen Zuhauses für junge Menschen in dem Sinne, dass ein Wohlfühlen und die Bedürf-

nisse der Mädchen und Jungen in den Vordergrund rücken und sie möglichst viel Alltagsnormalität wie andere Kinder und Jugendliche ihres Alters erleben. Zweitens geht es darum, Beteiligung im Alltag der jungen Menschen und ihrer Familien sowie im Kontext der Hilfeplanung als umfassende Kultur noch stärker erlebbar zu machen und strukturell abzusichern. Drittens ist bedeutsam, die Zusammenarbeit mit der Herkunftsfamilie deutlich stärker im stationären Kontext zu gewichten und entsprechend umzusetzen. Viertens ist relevant, Rahmenbedingungen zu schaffen, die ein (Aus)halten von jungen Menschen mit herausforderndem Verhalten ermöglichen und Wechsel des Betreuungssettings aus Institutionenlogik möglichst vermeiden. Und fünftens zählt die Sicherstellung einer angemessenen Unterstützung der jungen Menschen auch nach der Heimerziehung durch entsprechende Übergangsgestaltungen und Hilfoptionen.

„Gute Heimerziehung ist es dann, wenn es gelingt, einen guten Ort pädagogischen Aufwachsens für die jungen Menschen und ihre Familien zu schaffen und wenn durch die Heimerbringung mehr Chancen erwachsen, als durch Erfahrungen und Zuschreibungen verbaut werden. [...] Die wichtigste Frage ist: Können die jungen Menschen und Familien nachher sagen: ‚Das war eine hilfreiche Erfahrung!‘? Dann können wir sagen, wir haben eine gute Heimerziehung.“

Zur Referentin:

Dipl.-Päd. Marion Moos ist Mitarbeiterin des Instituts für Sozialpädagogische Forschung, ism gGmbH, Mainz. Arbeitsschwerpunkte: Hilfen zur Erziehung, Zusammenarbeit mit Eltern in der Heimerziehung und Beteiligung in den Hilfen zur Erziehung und der Eingliederungshilfe nach § 35a SGB VIII.

Literaturtipps:

Moos, Marion (2016): Beschwerde und Beteiligung in den Hilfen zur Erziehung. Abschlussbericht des Projektes „Prävention und Zukunftsgestaltung in der Heimerziehung in Rheinland-Pfalz – Ombudschaften“ Mainz.

Moos, Marion/Schmutz, Elisabeth (2012): Praxishandbuch Zusammenarbeit mit Eltern in der Heimerziehung. Ergebnisse des Projektes „Heimerziehung als familienunterstützende Hilfe“, Mainz.

Moos, Marion (2011): Beteiligung in der Heimerziehung. Eine Befragung junger Menschen, die 2010 in luxemburgischen Heimen lebten. In: bulletin AEF Aide à l'Enfance et à la Famille.

DER START INS EIGENSTÄNDIGE LEBEN – WAS NEHMEN CARE-LEAVER AUS DER HEIMERZIEHUNG MIT? ERGEBNISSE AUS DER LÄNGSSCHNITTSTUDIE DES SOS-KINDERDORF E.V.

Dr. Wolfgang Sierwald und Claudia Frank,
SOS-Kinderdorf e.V., Sozialpädagogisches Institut, München



Mit unterschiedlichen biografischen Belastungen und Erfahrungen in der stationären Jugendhilfe sehen sich Care-Leaverinnen und Care-Leaver ähnlichen Herausforderungen gegenüber: Sie müssen ihr Leben trotz häufiger sozial-emotionaler Baustellen meist mit 18 Jahren schon eigenständig bewältigen. Für das Erwachsenwerden haben sie wenig Zeit. Das selbstständige Leben fordert von ihnen instrumentelle und soziale Kompetenzen, kann mit

existenziellen Sorgen und prekären Lebenslagen einhergehen. Gleichzeitig kann es mit dem Erleben von Freiheit und Selbstbestimmung, mit Erfahrungen von Selbstwirksamkeit und Kompetenz verbunden sein. Um ausreichend auf diese Lebenslage vorbereitet zu sein, stellen sich auf drei Ebenen und zu drei Zeitpunkten Entwicklungsaufgaben, die in der folgenden Grafik skizziert sind:

	Während der Betreuung	Übergangsphase	Eigenständiges Leben
Person	Biografische Klärung, Identitäts- und Kompetenzentwicklung	Herausforderung meistern und Ansprüchen standhalten	Reifung und Weiterentwicklung
Beziehung	Beziehungen gestalten, soziale Kompetenzen aufbauen	Transformation und Neuorientierung sozialer Beziehungen	Zugehörigkeiten gestalten, Autonomie in Bezogenheit leben
Umwelt, System	Sicherheit am neuen Ort erfahren, Auseinander-setzung mit Gesellschaft und Umwelt	Verlust von Sicherheit und Wechsel in vielen Bereichen meistern	Selbstbestimmung und Zukunftsplanung gestalten

Die „SOS-Längsschnittstudie zur Handlungsbefähigung junger Menschen auf dem Weg in die Eigenständigkeit“ hat die skizzierten Themen im Blick. Seit 2014 gaben etwa tausend junge Menschen in Fragebögen und Interviews Auskunft über ihr Aufwachsen, ihre Verselbstständigung und ihr eigenständiges Leben.

„Wir haben von den jungen Menschen in den Interviews erfahren, was sie sich gewünscht hätten und wovon sie profitiert haben. Wir können aus den Schilderungen aber auch rauslesen, wo sind Leerstellen, Brüche oder Überforderungen, die uns zeigen: Da hätte es noch mehr gebraucht.“

Die Heimerziehung unterstützt Heranwachsende dabei, sich als Individuen, in Beziehungen und im Bezug zur Welt gut auf ein eigenständiges Leben vorzubereiten. Die berichteten Erfahrungen, Einsichten und Forderungen machen Potentiale, aber auch Entwicklungsaufgaben für die Heimerziehung sichtbar. Die folgenden zugespitzten Themen beziehen sich auf die in der Grafik vorgestellten Ansprüche und

Entwicklungsaufgaben während der Heimerziehung, im Übergang und bezogen auf die Selbstständigkeit.

- **Sich als Individuum ausprobieren, kennenlernen und akzeptieren können**
„Wo es um Interessen geht, geht es auch stark um das seelische Gleichgewicht, das hilft auch, um das eigene Befinden abzupuffern und sich selbst auch wirkmächtig zu fühlen.“
- **Die eigene Geschichte verstehen, deuten und akzeptieren lernen**
„Nur wenn ich gelernt habe, über mich nachzudenken und zu sprechen, kann ich mich bewusst auf den Weg machen, mich für einen eigenen Weg auch bewusst entscheiden.“
- **Verantwortung für sich, andere und in der Gruppe haben**
„Verantwortung ist ein großes Thema in den Interviews: Verantwortung für das eigene Leben, aber auch für andere bekommen. Das führt dazu, dass man Entwicklungsaufgaben bewältigen kann, die eigene Willenskraft stärken kann, und Anerkennung erfährt, die nicht nur einseitig auf schulische Leistungen bezogen ist.“
- **Verbundenheit und Verständnis als (emotionale) Resonanz erlebbar machen**
„Was löse ich in dir aus, was verbindest du mit mir? Auf diese Fragen wollen Kinder individuelle Antworten. Dafür braucht es aber auch Momente und Gelegenheiten für Zweisamkeit.“
- **Zugänge zur Welt eröffnen: Interessen entdecken, neue Zugehörigkeiten aufbauen**
„Interessen zu entdecken braucht Gelegenheiten. Das unterstützt die Identitätsentwicklung und kann zu neuen Zugehörigkeiten führen.“
- **Verselbstständigung als Prozess und Findungsphase in machbaren, alltagsintegrierten und begleiteten Schritten organisieren**
- **Willenskraft als Schlüsselqualifikation in unkalkulierbarer Lebensphase durch Zutrauen und bewältigte Herausforderungen wertschätzen und annehmen**
„Die Willenskraft ist ein wichtiger Punkt, vielleicht sogar eine Schlüsselqualifikation in diesem unkalkulierbaren Übergang der Verselbstständigung.“
- **Gewachsene Fachkraftbeziehungen bewusst modifizieren und als Rückhalt in sensibler Zeit (potentiell) offenhalten**
„Die Möglichkeit, ehemalige Betreuer anzusprechen nach dem Auszug, war für viele Befragte ein wichtiger Faktor in der frühen Selbstständigkeit, auch wenn sie diese Option dann gar nicht nutzen mussten.“
- **Mit fehlerfreundlichem Pragmatismus an herausfordernden Aufgaben des Erwachsenwerdens reifen**
„Care-Leaver, die gut zurechtkommen, haben häufig eine Art fehlerfreundlichen Pragmatismus. Sie sehen Aufgaben, an denen sie auch scheitern können, an diesem Scheitern kann man dann aber wieder etwas lernen.“
- **Sozialkompetenz und Zugehörigkeit als Schlüsselressource in der Selbstständigkeit wertschätzen**
- **Finanzielle Rückversicherungen in früher Selbstständigkeit halten
Möglichkeitsräume offen und verhindern Sackgassen**

Statistische Daten zeigen: Obwohl über 40 % der befragten Care-Leaverinnen und Care-Leaver den Auszug als harten Einschnitt erlebt haben, fühlten sie sich überwiegend gut auf die Selbstständigkeit vorbereitet.

„Was ist eigentlich der gelingende Übergang? Wenn jemand im Moment sagt, ich habe eine sichere Basis, mein Leben nach eigenen Vorstellungen leben zu können. Es gibt aber auch die Gruppe mit Schwierigkeiten, die noch nicht genau absehen kann, wo es bei ihr hingehen soll. Und es gibt eine Gruppe, die auf absehbare Zeit, so stellt sich die Situation zum Befragungszeitpunkt dar, ohne eine Unterstützung nicht weiterkommt.“

Die Begleitung und Beteiligung an der Verselbstständigung hat großen Einfluss darauf, wie handlungsfähig sich junge Menschen nach der Heimerziehung erleben. Wer sowohl die Begleitung wie die Beteiligung als gering empfindet, erlebt den Übergang und die Selbstständigkeit eher belastend. Fühlt man sich dagegen als gut begleitet und an der Entscheidung beteiligt, kann eine vormals geringe persönliche Stärke (Handlungsbefähigung) in dieser anspruchsvollen Phase zunehmen. Werden Care-Leaverinnen und Care-Leaver nach der Zufriedenheit in unterschiedlichen Lebensbereichen befragt, sind über 90 % mit ihrer Gesundheit zufrieden und können zu sich stehen. Mit Beruf und Wohnen sind fast 20 % unzufrieden und mit den Finanzen ist es sogar ein Drittel.

Zur Referentin Claudia Frank:

Ethnologin, M.A., Psychologin, B.A., wissenschaftliche Mitarbeiterin im Sozialpädagogischen Institut des SOS-Kinderdorf e.V. Arbeitsschwerpunkte: Praxisforschung in der Kinder- und Jugendhilfe und Tagungsorganisation, Forschungsprojekte im Bereich Leaving Care, junge obdachlose Erwachsene, Frühpädagogik und Inklusion.

Zum Referenten Dr. Wolfgang Sierwald:

Psychologe, wissenschaftlicher Mitarbeiter im Sozialpädagogischen Institut des SOS-Kinderdorf e.V. Arbeitsschwerpunkte: Praxisforschung in der Kinder- und Jugendhilfe und interne Datenanalysen, Forschungsprojekte im Bereich Kinderdorffamilien, Geschwister in der Fremdunterbringung, Beteiligung im Heimalltag, Hilfeplanung in der Kinder- und Jugendhilfe, Frühe Hilfen und Leaving Care.

Literaturtipps:

Sierwald, Wolfgang; Weinhandl, Kathrin; Salzburger, Veronika, und Straus, Florian (2017): Wie Care Leaver den Weg in die Selbstständigkeit erleben. Erste Ergebnisse aus der SOS-Längsschnittstudie zur Handlungsbefähigung. In: Unsere Jugend, 1, 10–19

Höfer, Renate; Sievi, Ylva; Straus, Florian, und Teuber, Kristin (2017): Verwirklichungschance SOS-Kinderdorf Handlungsbefähigung und Wege in die Selbstständigkeit. Verlag Barbara Budrich: Opladen, Berlin, Toronto.

<https://www.sos-kinderdorf.de/portal/paedagogik/praxisforschung/forschungsprojekte/sos-laengsschnittstudie>

WENN KINDERSEELEN LEIDEN – PÄDAGOGISCHES HANDELN ZWISCHEN HILFE UND ÜBERFORDERUNG

Prof. Dr. Günther Opp, Martin-Luther-Universität, Halle-Wittenberg

Gewiss, man kann auch in Notsituationen lernen. Aber wenn Kinderseelen leiden, insbesondere wenn es um chronischen sozialen Schmerz geht, dann sind die Lernerfolge von Kindern massiv gefährdet. Diese Kinder und Jugendlichen sind eingeschränkt in der Verwirklichung ihrer grundlegendsten Bedürfnisse der Zugehörigkeit zu sozialen Gemeinschaften und der Selbstbestimmung in wichtigen Dingen ihres Alltags. Sie finden keine Freunde und treffen unter Gleichaltrigen auf Zurückweisung. In der Regel basieren diese Einschränkungen auf Defiziten der Selbstkontrolle (Stressregulation, emotionale Regulation und Aufmerksamkeitskontrolle) und auf eingeschränkten Mentalisierungs Kompetenzen im Zusammenhang mit geringer Empathie für andere.

„Mentalisierung heißt, dass wir in der Lage sind zu erkennen, dass unsere Gefühle und unsere Vorstellungen von der Welt nicht unbedingt die Vorstellungen von anderen Menschen sind. [...] Diese Unterscheidungen von mir und den anderen, meiner Welt und der anderen Welt, (die) zusammenzubringen, ist weitgehend eine Voraussetzung dafür, dass wir uns in sozialen Welten bewegen und sicher fühlen können.“

Diese Kinder haben oft selbst wenig Empathie in ihrem Leben erlebt. Erfahrungen der Vernachlässigung und manchmal des Missbrauchs, Beziehungsabbrüche und Milieuwechsel haben sie oft früh erlitten. In ihren Lebenswelten wurden diese Belastungserfahrungen oft negiert und übersehen.

„Das sind Kinder, die oft sehr frühzeitig Entwertung erfahren, die Misserfolge erfahren und zum Teil auch dramatische Abbrüche in ihren sozialen Beziehungen. Das sind Väter, die gar nicht auftauchen, nie da sind oder dann weg sind, das sind Unterbringungen im Heim, weil die Mutter sich nicht in der Lage fühlt, das Kind zu betreuen. Das Ganze [...] wird beschleunigt, wenn die Umwelt nicht erkennt, welcher Schmerz mit diesen Veränderungen verbunden ist.“



Diese Kinder und Jugendlichen haben einen starken Wunsch, sich vor weiteren Verletzungen zu schützen. Das Toben in ihrer Seele kommt nicht zur Ruhe. Der Wunsch, gesehen zu werden, wahrgenommen und ernst genommen zu werden, das Bedürfnis nach stabilen sozialen Beziehungen, die Sicherheit und Orientierung in einer komplexen Welt geben, bleiben unerfüllt. Die Wut, die aus ihren Erfahrungen mit einer gefährlichen und ungerechten Welt resultiert, kann nicht verarbeitet werden. Aus gescheiterter Liebe entsteht Hass. Positive und stärkende Resonanzen, auf denen kindliche Entwicklung basieren, sind verstummt.

„Diese Kinder beginnen irgendwann zu sagen: ‚Ich muss mich abhärten, ich muss unempfindlich werden gegen diesen Schmerz.‘ [...] Das geht sehr oft Hand in Hand mit Gewalt und mit Hass.“

Risiken, Belastungen und Verletzung in der frühen Kindheit bleiben ein signifikantes Risiko über die ganze Lebensspanne. Aber natürlich brauchen diese Kinder Hilfe, Unterstützung, Erziehung und Bildung im Sinne einer Ausweitung ihrer Selbstwirksamkeit und Handlungsfähigkeit in sicheren Lebenswelten. Das ist die gute Botschaft: Lernen ist ein lebenslanger Prozess, und die Resilienzforschung zeigt, dass kompensatorische Erfahrungen über die gesamte Lebensspanne gemacht werden

können. Dabei sind stärkende Beziehungserfahrungen mit anderen Menschen besonders wichtig. Selbstkontrolle und die Fähigkeit, sich in andere Menschen hineinzudenken und einzufühlen, sind diesbezüglich von grundlegender Bedeutung.

„Auch schlechte Erfahrungen können ein Leben lang kompensiert und ausgeglichen werden. Das braucht natürlich Anstrengungen und Menschen, die Gegenerfahrungen ermöglichen. Heilende Prozesse können immer einsetzen.“

Was können wir tun? Wenn positive Beziehungserfahrungen resiliente Entwicklungsprozesse fördern, dann müssen wir die alltäglichen sozialen Beziehungen und Konflikte mit anderen zum zentralen Lerngegenstand dieser Kinder und Jugendlichen machen. Wir müssen ihnen Wege öffnen, die Gefühle und Wahrnehmungen anderer im Zusammenhang mit ihren eigenen Affekten und deren Dynamik in sozialen Zusammenhängen zu verstehen. Gespräche in der Gruppe sind besonders hilfreich, wenn die Gruppe nicht strafend, sondern hilfreich Lernprozesse und Verhaltensänderung unterstützt.

„Indem Sie die Gruppe mitnehmen in die Auseinandersetzungs- und Bearbeitungsprozesse, verändern Sie die Nähe-Distanz-Beziehung, also den pädagogischen Bezug. [...] Die Aufgabe des Lehrers und des Pädagogen ist Moderation. [...] Ich helfe der Gruppe dabei, Lösungen zu finden, aber ich gebe diese Lösungen nicht vor. Für die Pädagogen übrigens ist es zum Teil eine unglaubliche Erleichterung, die Gruppe mit ins Boot zu nehmen.“

Kinder und Jugendliche, die in hoch aufgeladenen negativen Spiralen der Interaktion verstrickt sind, benötigen intensive individuelle Hilfen. Sie profitieren von strukturierten Analysen erlebter Konfliktsituationen (Konfliktzirkel). Auch sprachlich müssen sie Zugang zu eigenen und fremden emotionalen Erlebnisanteilen gewinnen, um funktionalere Verhaltensweisen in zukünftigen und ähnlichen Situationen für sich entwickeln zu können.

Zum Referenten:

Prof. Dr. Günther Opp ist Mitglied im Fakultätsrat und im Habilitations- und Promotionsausschuss der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg.

Literaturtipps:

Opp, Günther: Wenn Kinderseelen leiden. In: Sonderpädagogische Förderung in Bayern. (Heft 3) 2018, 6 - 17

Opp, Günther; Fingerle, Michael, und Suess, Gerhard (Hrsg.): Was Kinder stärkt. Erziehung zwischen Risiko und Resilienz. München/Basel: Ernst Reinhardt Verlag 2008 (3. Aufl.)

WOHIN FÜR JUNGE MENSCHEN DIE REISE GEHT. SPUREN IN DIE ZUKUNFT

Peter Felixberger, Murmann Publishers, Erding



In der modernen Gesellschaft werden Diskurse widersprüchlich und paradox geführt. Das hängt damit zusammen, dass Eindeutigkeit und Übersichtlichkeit zunehmend verschwinden. Dies macht den Dialog nicht leichter.

Spur 1: Soziale Gerechtigkeit – umstritten, uneindeutig, ungenau

Parabel von Ökonomie-Nobelpreisträger Amartya Sen:
Drei Kinder streiten sich um eine Flöte. Wem steht sie zu?

Kind eins sagt, es könne das Instrument spielen. Es wäre also chancengerecht, wenn es aufgrund seiner individuellen Fähigkeit die Flöte bekäme.

Kind zwei sagt, es sei arm und besitze kein Instrument. Es wäre demnach verteilungsgerecht, wenn es aufgrund sozialer Gleichheit die Flöte bekäme.

Kind drei sagt, es habe die Flöte gebaut und hätte leistungsgerecht Anspruch auf das Instrument.

Gerechtigkeitstheoretisch ist der Fall verzwickelt. Denn jede Lösung ließe sich rechtfertigen, in der Bildung als Chancengerechtigkeit, in der Politik als Verteilungsgerechtigkeit und in der Wirtschaft als Leistungsgerechtigkeit.

Wir schauen nun darauf, was sich in den vergangenen zehn Jahren verändert hat und ziehen hierfür den sog. Werte-Index heran. Er zeigt seit 2009, wie häufig und in welchen Zusammenhängen zehn grundlegende Werte in den deutschsprachigen Social Media diskutiert werden.

Spur 2: Werte-Index

Natur, Gesundheit, Familie, Freiheit, Sicherheit, Erfolg, Gemeinschaft, Anerkennung, Nachhaltigkeit, Gerechtigkeit (Werte-Index 2018)

Höchste Wertschätzung – Top 3

2009: Freiheit, Erfolg, Familie

2018: Natur, Gesundheit, Familie

Ergebnis: In den letzten zehn Jahren haben sich die Wertehierarchie und ihr Bezugsrahmen in Deutschland erheblich verändert.

Spur 3: Alterung der Gesellschaft

Wohnbevölkerung in Deutschland zwischen 2010 und 2030:

- 0 bis 64 Jahre sinkt,
- ab 65 Jahre Zuwachs von 16,6 Mio. auf 21,7 Mio. Menschen.

Erwerbspersonen in Deutschland zwischen 2010 und 2030:

- 15 bis 60 Jahre sinkt, vor allem die Gruppe zwischen 20 und 29 Jahren,
- ab 60 steigt die Zahl erheblich; daraus werden 2030 über 5,3 Mio. Menschen erwerbstätig sein können,

- die 60-bis 64-Jährigen verdoppeln sich im Vergleich zu heute (Babyboomer-Jahrgänge).

Private Konsumausgaben aller:

- Trend 1, Tourismus: Pauschalreisen von 5,1 Mrd. Euro auf 10,4 Mrd. Euro,
- Trend 2, Gesundheit: ambulant von 20,1 Mrd. Euro auf 37,6 Mrd. Euro; stationär von 18,8 Mrd. Euro auf 32,9 Mrd. Euro.
- Folge: Die Dienstleistungen sozialer Einrichtungen verdoppeln sich fast.

Im Jahr 2030 wird es geben:

- ein Drittel mehr ältere Menschen im Rentenalter als heute,
- weniger Menschen im erwerbsfähigen Alter,
- weniger Menschen unter 25 Jahre;
- die Älteren werden mehr Geld für Gesundheit, Tourismus und soziale Dienstleistungen ausgeben.
- Beispiel Berlin: Die Berliner Stadtteile altern unterschiedlich stark, vor allem die Außenbezirke im Osten (Köpenick, Pankow, Spandau) vergreisen. In den Innenstadtbezirken ist der Trend deutlich verlangsamt.

Spur 4: Große Ungleichheit in der Arbeitswelt von morgen

Dreiteilung der Erwerbstätigen:

Kernbelegschaften und Selbstständige, die über Qualifikationen und spezifische Erfahrungen verfügen, sind die Gewinner.

Randbelegschaften und Selbstbeschäftigte, die über solide, aber nicht unverzichtbare Qualifikationen verfügen, sind die Verlierer.

Eine neue Gruppe sind die Selbstbeschäftigten, die mit einfachen Dienstleistungen die Netzwerke der Hochqualifizierten unterstützen.

Spur 5: Ökonomie wird kleinteiliger und kleinräumiger, die Gesellschaft individualisiert sich und Diversity nimmt zu

Zwei Megatrends wird es in den nächsten zwanzig Jahren geben: Small Business und Economics of Regions, also kleine Geschäfte und regionales Wirtschaften.

Spur 6: Nachfrage nach hoch qualifizierten kreativen Tätigkeiten (zwischen 2004 und 2030)

Menschen mit Hochschulabschluss:

Künstlerisch, journalistisch tätig sein: + 38 %

Werbung, Marketing: + 54 %

Forschen, Entwerfen: + 56 %

Erziehen, Ausbilden, Lehren: + 18 %

Beraten, Informieren: + 48 %

Im Vergleich ist auch folgende Zahl interessant: 2010 machten sich in Deutschland etwa 900.000 Menschen selbstständig. Das ist eine Gründerquote von 1,7 % (Anteil der Gründer an der erwerbsfähigen Bevölkerung). 2030 werden es vier Millionen sein. 2060 sind zehn von 26 Millionen Erwerbstätigen selbstständig.

Die kulturelle Vielfalt oder Diversity nimmt zu. 2010 leben 15,4 Millionen Nicht-deutsche in Deutschland. Nach Hochrechnungen werden 2051 erstmals mehr Ausländer ohne deutschen Pass und eingebürgerte Immigranten in Deutschland leben.

Statistikprognose:

Ein Viertel aller Berliner hat einen Migrationshintergrund. Es kommen immer weniger Migranten aus der Türkei, den arabischen Ländern, aus Russland und Ex-jugoslawien. Dagegen gibt es mehr Zuziehende aus den alten und neuen EU-Staaten, Amerika und Asien.

Fazit:

Deutschland wird grüner, gesünder, älter, ungleicher, regionaler, vielfältiger und digitaler.

Zum Referenten:

Dr. Peter Felixberger ist Programmgeschäftsführer von Murmann Publishers, Publizist, Buchautor und Medienentwickler, Erding.

Literaturtipp:

Felixberger, Peter (2009): Deutschlands nächste Jahre. Wohin unsere Reise geht. Murmann Verlag: Hamburg.

FOREN

SICHTWEISEN UND BEDÜRFNISSE IN DER MITTLEREN KINDHEIT – EINBLICKE IN DAS LBS-KINDERBAROMETER

Kathrin Müthing, PROSOZ Instituts für Sozialforschung, Herten

Das LBS-Kinderbarometer wurde erstmalig im Jahr 1997 für das Bundesland Nordrhein-Westfalen durchgeführt. Seit nunmehr zwanzig Jahren bekommen die Kinder in Deutschland durch das LBS-Kinderbarometer eine Stimme und verraten uns ihre Meinungen sowohl zu verschiedenen Lebensbereichen als auch zu aktuellen Themen. Im Jahr 2007 wurde die Befragung mit sechs weiteren Bundesländern auf eine länderübergreifende Studie ausgeweitet. Seit 2009 findet die Erhebung repräsentativ in allen 16 Bundesländern statt und ist damit eine der größten Kinderstudien Deutschlands.

Im Vordergrund steht der in der Kindheitsforschung diskutierte Paradigmenwechsel, Kinder als Forschungssubjekte zu betrachten, wodurch auch die Kleinsten in der Gesellschaft zu Wort kommen. Aufgegriffen wird dabei der sogenannte Agency-Ansatz; die Einbeziehung der subjektiven Kindersicht zu gesellschaftlichen Themen und das Verständnis der Kindheit als eigenständige Lebensphase sind hier wesentlich. Zusätzlich liegt der Fokus auf dem „Well-Being“, das heißt, dem aktuellen Wohlbefinden der Kinder und nicht auf dem „Well-Becoming“, also dem zukünftigen Wohlbefinden als Erwachsene. Das LBS-Kinderbarometer erfasst sowohl das allgemeine als auch das jeweilige Wohlbefinden in den einzelnen Lebensbereichen der Kinder und arbeitet diejenigen Aspekte der Lebensbereiche heraus, die das aktuelle Wohlbefinden von Kindern positiv oder negativ beeinflussen. Dadurch entsteht eine solide Datengrundlage über die Perspektive von Kindern im Hinblick auf aktuelle Themen für Institutionen und Verbände sowie Eltern und politische Entscheidungskräfte.

Das aktuelle LBS-Kinderbarometer legt ein besonderes Augenmerk auf das Thema Mitbestimmung und die kindlichen Partizipationsmöglichkeiten. In ihrer Stadt oder Gemeinde möchte annähernd die Hälfte der befragten Kinder gerne an Entscheidungen partizipieren, das sind weniger Kinder als in der letzten Erhebung und zudem alarmierend erstmalig weniger als fünfzig Prozent. Des Weiteren glauben rund sechs von zehn Kindern, dass ihre Meinung in der eigenen Stadt bzw. Gemeinde nicht ernst genommen wird, und mehr als die Hälfte der Befragten weiß nicht, an wen sie sich wenden kann, wenn sie etwas in ihrer Stadt verändern will. Dabei hat die Überzeugung, dass Kindermeinung in der eigenen Stadt ernst genommen wird, einen direkten Effekt auf das Wohlbefinden der Kinder – wenn sie wissen, dass man sie ernst nimmt, geht es ihnen schlichtweg besser.

In einem offenen Frageformat konnten die Kinder die Themen benennen, bei denen sie in ihrer Stadt bzw. Gemeinde mitentscheiden möchten. Den ersten Platz belegt hierbei die Stadtplanung, gefolgt von Sportmöglichkeiten und Spielplätzen. Den gesamten Bericht gibt es frei als PDF unter <https://www.lbs.de/unternehmen/u/kinderbarometer/index.jsp>. Zudem wurden Ergebnisse aus einem Barcamp zur Beteiligung von Kindern und Jugendlichen dargestellt. Wer sich für die Ergebnisse und das unkonventionelle Format interessiert, findet auch eine kurze Videosequenz zu dieser „Unkonferenz“.

Zur Referentin:

Dr. Kathrin Müthing ist Mitarbeiterin im PROKIDS Projekt des PROSOZ Instituts für Sozialforschung (Herten).

DIE VORSTELLUNGEN VOM GUTEN LEBEN BEI HERANWACHSENDEN MIT JUGENDHILFEERFAHRUNG

Dr. Eva Marr, Forschungsverbund FoSS der Universität Kassel und Hochschule Fulda

Das zentrale Forschungsinteresse der vorgestellten Dissertation ist die Frage nach den *Vorstellungen von einem guten Leben* bei Mädchen und Jungen mit prekären Entwicklungsvoraussetzungen. Eine zunehmende Zahl von Heranwachsenden in Deutschland pendelt zwischen drei wohlfahrtsstaatlichen Versorgungssystemen – der Kinder und Jugendhilfe, dem Gesundheits- und dem Bildungswesen, wodurch ihr Heranwachsen ganz eigene komplexe Lebenswelten konfiguriert. In schwierigen familialen Situationen müssen ihre Entwicklungsvoraussetzungen als höchst prekär, ihre gesellschaftliche Teilhabe muss als stark eingeschränkt bezeichnet werden. Eine ambulante, teilstationäre oder stationäre Hilfe zur Erziehung haben im Jahr 2016 nach Angaben des Statistischen Bundesamtes knapp 1,1 Millionen junge Menschen in Anspruch genommen. Damit wurde seit 2000 ein Höchststand erreicht.

In Deutschland leben derzeit rund 140.000 Kinder und Jugendliche in stationären Einrichtungen der Jugendhilfe (Fendrich et al. 2018, 76). Die Zahlen zur psychischen Gesundheit von Kindern und Jugendlichen in Deutschland, die in diesen Zusammenhängen wichtig erscheinen, hier der BELLA-Studie entnommen, zeigen, dass bei rund 22 % der befragten Kinder und Jugendlichen in Deutschland zumindest Hinweise auf psychische Auffälligkeiten zu verzeichnen sind. Hierunter sind zu nennen: Ängste bei 10 %, Störung des Sozialverhaltens bei 8 %, Depressivität bei 5 % und Aufmerksamkeitsdefizit-Hyperaktivitätsstörung (ADHS) bei 5 % der untersuchten Kinder und Jugendlichen.

In diesen Zusammenhängen können Erkenntnisse zu den individuellen Herausbildungsprozessen der Vorstellungen von einem guten Leben Heranwachsender in prekären Lebenszusammenhängen, verstanden als handlungsbefähigende Ressourcen der Mädchen und Jungen, für eine professionelle Reflexion zur Förderung der Identitätsentwicklung und produktiven Lebensbewältigung (Keupp et al. 1999) bei Heranwachsenden fruchtbar gemacht werden. Dabei nimmt die Studie die Empfehlung der Kinderrechtskonvention ernst und erforscht die Vorstellungen von einem guten Leben aus der Perspektive von Kindern, ohne dabei auf bereits im Vorfeld operationalisierte normative Fragen zu einem guten Leben zurückzugreifen.

In drei multiperspektivisch angelegten Fallstudien – in Fallkonstellationen zu einzelnen Mädchen und Jungen, ihren Familienangehörigen und Freunden sowie Expertinnen und Experten aus dem institutionellen Handlungsdreieck – wurde der Frage nach den Vorstellungen von einem guten Leben in qualitativen, erzählgenerierenden Interviews (n 36) nachgegangen und die erhobenen Daten mithilfe einer rekonstruktiven Forschungsstrategie, die Biografie- und Situationsanalyse verbindet (Rosenthal 2009, Clarke 2012), ausgewertet.

Diskussionsfragen zu dem vorgestellten Fallbeispiel:

- Wie haben Sie in Ihrer Praxis bisher das Hörbarmachen der Kinderstimmen erlebt? Gibt es vielleicht ähnliche Erfahrungswerte aus der Praxis zu den vorgestellten Zitaten?
- Werden in Ihrem beruflichen Feld Fragen nach dem guten Leben der Kinder gestellt und wenn ja, wie wirkt sich das in der Praxis aus?
- Wie gelingen Ihnen Kooperationen mit den anderen Versorgungssektoren in Bezug auf Mädchen und Jungen mit fachübergreifendem Hilfebedarf?
- Welche Bedingungen wünschen Sie sich, um eine gelingende Kooperation voranzutreiben?

Die Vorstellungen von einem guten Leben der Heranwachsenden verweisen auf ihre Wünsche nach Teilhabe und Selbstverwirklichung, aber auch auf ihre Grundbedürfnisse nach Liebe, Sicherheit und Geborgenheit. Diese Vorstellungen müssen von den Professionellen in den institutionellen Handlungskontexten dechiffriert werden, da sie als aufscheinende Dimensionen von einem guten Leben erst kindspezifisch, eingebettet in die individuellen Biografien, verstanden werden können. Stark abgegrenzte Zuständigkeitsbereiche und sektorenübergreifend essentiell negativ kategorisierende Blicke der Professionellen verhindern, dass die Vorstellungen von einem guten Leben der Heranwachsenden als individuelle Ressourcenpools genutzt werden.

Die Heranwachsenden werden in den wohlfahrtsstaatlichen Arenen diskursiv verhandelt, können ihre Vorstellungen von einem guten Leben zu ihren Bedingungen jedoch nicht zu Gehör bringen, gelten als *implicated actors* (stumme Akteure) (vgl. Clarke 2012: 86). Die Studie konnte zeigen, dass Verschiebungen der Zuständigkeiten und Verantwortlichkeit für die Gestaltung von Ermöglichungsräumen für ein gutes Leben der Heranwachsenden einmal in den als defizitär beschriebenen familialen Lebensbereichen stattfinden, aber auch in andere professionelle Bereiche der fachübergreifenden Versorgung.

Fazit:

Komplexe Einzelfallentscheidungen verschiedener Professionen benötigen ein interdisziplinäres Hilfskonzept unter Einsatz von Methoden der Professionsentwicklung, hierfür werden materielle und zeitliche Ressourcen benötigt, die auch strukturelle Veränderungen nach sich ziehen.

Zur Referentin:

Dr. Eva Marr ist wissenschaftliche Mitarbeiterin beim Forschungsverbund FoSS der Universität Kassel und Hochschule Fulda.

Literatur:

Clarke, Adele (2012): Situationsanalyse. Grounded Theory nach dem Postmodern Turn. Herausgegeben und mit einem Vorwort von Reiner Keller.

Goldbeck, Lutz, Besier, Tanja, Schmid, Marc & Fegert, Jörg M. (2009): Aufforderung zur interdisziplinären pädagogischen und jugendpsychiatrischen Versorgung. Die Ulmer Studie zur psychischen Gesundheit von Kindern und Jugendlichen in Heimen. Kerbe Forum für Sozialpsychiatrie, 27(2), 12–14.

Groen, Gunter & Jörns-Presentati, Astrid (2014): An der Schnittstelle von stationärer Kinder- und Jugendhilfe und psychiatrisch-psychotherapeutischer Gesundheitsversorgung. Ergebnis einer Interviewstudie. Kindheit und Entwicklung, 3(23), 151–160.

Hintzpeter, Bithe, Metzner, Franke, Pawils, Silke & Bichmann, Helen (2014): Inanspruchnahme von ärztlichen und psychotherapeutischen Leistungen durch Kinder und Jugendliche mit psychischen Auffälligkeiten. Ergebnisse der BELLA-Studie. Kindheit und Entwicklung, 23(4), 229–238.

Keupp, H., Ahbe, T., Gmür, W., Höfer, R., Mitzscherlich, B. & Strauss, F. (Hrsg.) (1999): Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne (Orig.-Ausg.). Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

Klasen, Fionna, Reiß, Franziska, Otto, Christiane, Haller, Anne-Catherine, Meyrose, Ann-Katrin, Barthel, Dana & Ravens-Sieberer, Ulrike (2017): Die BELLA-Studie – das Modul zur psychischen Gesundheit in KiGGS Welle 2. Journal of Health, 55 – 65.

Kreher, Simone & Marr, Eva (2012): Vorstellungen von einem „guten Leben“ in sozial ungleichen Lebenswelten – Impressionen des lebensweltanalytischen Arbeitens mit Kindern. In: Schröder, Norbert, Hinnenkamp, Volker, 149–165.

Kreher, Simone, Pofner, Angelika (Hrsg.): Lebenswelt und Ethnographie. Beiträge der 3. Fuldaer Feldarbeitstage 2./3. Juni 2011 (S. 149–165). Essen: Oldib.

Ravens-Sieberer, Ulrike, Wille, N., Bettge, S. & Erhart, Michael (2007): Psychische Gesundheit von Kindern und Jugendlichen in Deutschland. Ergebnisse aus der BELLA-Studie im Kinder- und Jugendgesundheitsurvey (KiGGS). Bundesgesundheitsblatt, Gesundheitsforschung, Gesundheitsschutz, 50 (5–6), 871–878.

Literaturtipp:

Kreher, Simone & Marr, Eva (2012): Vorstellungen von einem „guten Leben“ in sozial ungleichen Lebenswelten – Impressionen des lebensweltanalytischen Arbeitens mit Kindern. In: Schröder, Norbert, Hinnenkamp, Volker, 149–165.

BEWÄLTIGUNGSANFORDERUNGEN IN DEN KOMPLEXEN ÜBERGÄNGEN DES JUGENDALTERS

Marcel Eulenbach, Justus-Liebig-Universität, Gießen

Übergänge des Jugendalters zeigen sich heute als zunehmend fragmentierte und verlängerte Passagen in eine selbstbestimmte Lebensführung. Übergänge verunsichern viele Jugendliche, denn es ist für sie nicht absehbar, ob und wie sie diese bewältigen werden. Dies trifft insbesondere auf berufliche Übergänge zu – ob an der „ersten Schwelle“ von der Schule in eine Ausbildung oder an der „zweiten Schwelle“ zwischen Ausbildung und Erwerbssystem. Zugleich sind berufliche Übergänge mit langfristigen biografischen „Wirkungen“ verbunden. Von ihrer Bewältigung hängt ab, ob Lebensoptionen dauerhaft eingeschränkt oder erweitert werden, was den Druck in Übergangsphasen zusätzlich erhöht.

Für Jugendliche entsteht eine paradoxe Situation, weil sie mit institutionellen Erwartungen konfrontiert werden (z.B. durch Schule/Berufsschule, Jugendhilfe, Arbeitsamt) und ihnen ein autonomer Lebensentwurf abverlangt wird, obwohl das Gelingen von Übergängen nicht nur von ihren eigenen Anstrengungen abhängt. Denn hier sind auch strukturelle Barrieren zu berücksichtigen, was sich am Beispiel von Schule und Ausbildung gut zeigen lässt. Unter diesen Bedingungen müssen sich Jugendliche darauf einstellen, dass ihre Übergänge nicht geradlinig verlaufen werden, sondern mit Umwegen, „Warteschleifen“ und auch Rückschritten verbunden sein können.

Darüber hinaus existieren übergangsbezogene Anforderungen nicht nur in beruflicher Hinsicht, sondern auch in anderen Lebensbereichen, z.B. mit Blick auf die Ablösung von den Eltern. Die verschiedenartigen Übergänge sind meist zeitlich und inhaltlich entkoppelt, müssen aber biografisch ausbalanciert werden. Dabei sind Jugendliche zunehmend auf sich selbst gestellt – gerade deshalb, weil normalbiografische „Musterlösungen“ in den individuellen Übergangskonstellationen nur bedingt Orientierung stiften können.

Zum Referenten:

Dipl.-Päd. Marcel Eulenbach ist wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Justus-Liebig-Universität Gießen.

Literaturtipp:

Eulenbach, Marcel (2016): Jugend und Selbstoptimierung. Wie die Entstandardisierung von Übergängen einer neuen Subjektivierungsform den Weg ebnet. In: Luedtke, J./Wiezorek, C. (Hrsg.): Jugendpolitiken. Wie geht Gesellschaft mit ‚ihrer‘ Jugend um. Weinheim und Basel: Beltz Juventa, S.141–161.

ZUM SEELISCHEN WOHLBEFINDEN VON HERANWACHSENDEN – ERGEBNISSE AUS DER BELLA-STUDIE

Franziska Reiß, Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf

Die „Befragung zum seelischen Wohlbefinden und Verhalten“ (BELLA-Studie)¹ ist eine bundesweite, repräsentative Kohorten-Studie mit ca. 3.500 Teilnehmenden im Alter von 7 bis 17 Jahren, die seit 2003 wiederholt durchgeführt wird. Psychische Auffälligkeiten beginnen häufig früh und können sich bis ins Erwachsenenalter fortsetzen. Ergebnisse der BELLA-Studie zeigen, dass ca. zehn Prozent aller einbezogenen Kinder und Jugendlichen als „wahrscheinlich“ psychisch auffällig klassifiziert werden, während bei weiteren zehn Prozent der Befragten zumindest Hinweise auf eine psychische Auffälligkeit bestehen. Die Prävalenzen sind über alle Messzeitpunkte stabil.

Zu den häufigsten psychischen Erkrankungen im Kindes- und Jugendalter zählen Depressionen, Angststörungen, Störungen des Sozialverhaltens sowie Aufmerksamkeitsdefizit-Hyperaktivitätsstörungen (ADHS). Internalisierende Auffälligkeiten (Ängste oder Depressionen) wurden häufiger von den Kindern selbst berichtet, während die Eltern diese Symptome als weniger auffällig beschreiben. Bei externalisierenden Auffälligkeiten (Störungen des Sozialverhaltens oder ADHS) berichten Eltern häufiger von den Symptomen ihrer Kinder, während diese selbst weniger Schwierigkeiten wahrnehmen. Bei den störungsspezifischen Auffälligkeiten sind Mädchen häufiger von Symptomen einer Depression oder Angststörung betroffen, während Jungen häufiger Symptome von Verhaltensauffälligkeiten zeigen.

Die Entstehung einer Störung kann sowohl genetisch verankert als auch durch psychosoziale Risikofaktoren bedingt sein. Zu den häufigsten Risikofaktoren zählen ein niedriger Sozialstatus, die psychische oder chronische Erkrankung eines Elternteils oder eine familiär belastete Lebenssituation. Insbesondere wenn mehrere Risikofaktoren gleichzeitig auftreten, steigt die Prävalenz psychischer Auffälligkeiten erheblich an.

Auf der anderen Seite können sich Faktoren, wie ein positives Familienklima, soziale Unterstützung, Selbstwirksamkeit und Optimismus, schützend auf die psychische Gesundheit auswirken. Die Wirkung mehrerer Schutzfaktoren kann darüber hinaus die Wirkung von Risikofaktoren ausgleichen. Moderat risikobelastete Kinder und Jugendliche können somit gesund bleiben oder werden.

Zur Referentin:

Dipl.-Soz. Franziska Reiß ist als wissenschaftliche Mitarbeiterin im Zentrum für Psychosoziale Medizin und der Klinik für Kinder- und Jugendpsychiatrie, -psychotherapie und -psychosomatik im Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf tätig. Ihre Tätigkeitsschwerpunkte liegen bei der Forschungssektion „Child Public Health“ und der BELLA-Studie.

Literaturtipp:

Klasen, Fionna, Reiß, Franziska und Otto, Christiane (2017): Die BELLA-Studie – das Modul zur psychischen Gesundheit in KiGGS Welle 2. *Journal of Health Monitoring* 2(S3): 55–65. DOI 10.17886/RKI-GBE-2017-103.

¹ Die BELLA-Studie ist das Modul zur psychischen Gesundheit und Lebensqualität der „Studie zur Gesundheit von Kindern und Jugendlichen in Deutschland“ (KiGGS) des Robert Koch-Instituts.

VERTRAUEN IN PÄDAGOGISCHEN BEZIEHUNGEN REFLEKTIEREN, FÖRDERN UND NUTZEN

Dr. Susan Arnold, Berufsbildungswerk für Hör- und Sprachgeschädigte gGmbH, Leipzig

Sicher haben auch Sie den Wunsch, mit den Ihnen anvertrauten Kindern und Jugendlichen eine gute professionelle Beziehung zu gestalten. Dass deren Vertrauen zu Ihnen dabei eine ganz wesentliche Voraussetzung ist, wird selten infrage gestellt. Der Erfolg von Unterstützungsprozessen hängt mit erlebtem Vertrauen zusammen. Es wird als Bedingung für einen kooperativen Zustand beschrieben. Gleichzeitig wird dieser als ein Anzeichen für Vertrauen angesehen.

Ist die professionelle Beziehung von Vertrauen getragen, kann sie wachsen, Stabilität geben und die Entwicklung eines jungen Menschen bestmöglich unterstützen. Und noch viel mehr beschreiben sich Jugendliche selbst als erfüllt von mehr Lebensfreude und Sinnhaftigkeit, wenn sie jemandem vertrauen können. Professionelle Abläufe, die der Stärkung von Vertrauen förderlich sind, haben somit eine hohe Bedeutung und müssen gezielt gestaltet werden.

Mit einem vertrauenden Klienten werden auch gesellschaftliche Erwartungen an Fachkräfte verknüpft: Im Rahmen der Arbeitsbeziehung ist der junge Mensch dann motiviert, er kooperiert und gibt die notwendigen Informationen – wenn er vertraut. Die Hilfe läuft erfolgreich. Sie als Fachkraft sollen daher in einer Beziehung möglichst schnell Vertrauen schaffen.

Doch nicht selten entwickelt sich die professionelle Beziehung ganz anders. Zweifel und Unsicherheiten, Rückzug und zähe Verläufe belasten den professionellen Alltag und die Unterstützungsprozesse. Eine Bezugsperson zu sein, mit Kindern und Jugendlichen zu arbeiten, deren Familien nicht präsent sind, ist im Kontext von Vertrauen mehrfach herausfordernd. Darüber hinaus ist oftmals die Zeit zu beschränkt, um mit dem einzelnen Kind ausreichend in Beziehung zu treten.

Für diese besondere Arbeit brauchen Sie – im Bild einer vertrauensvollen Beziehung – ein hohes Maß an Realismus und Wissen zu den Bausteinen, die Vertrauen fördern. Es wird sich zeigen, dass das Vertrauen nicht allein die Aufgabe der uns anvertrauten jungen Menschen ist, sondern nur als ein gemeinsames Konstrukt entstehen kann. Wir müssen uns stets fragen: Was erwarten wir und was ist realistisch? Was können wir tun, um dem Entstehen von Vertrauen im professionellen Zusammenhang eine gute Möglichkeit zu schaffen?

Zur Referentin:

Dr. Susan Arnold ist Bereichsleiterin der BBW-Kindertagesstätten, Berufsbildungswerk Leipzig für Hör- und Sprachgeschädigte gGmbH.

Literaturtipp:

Arnold, Susan (2009): Vertrauen als Konstrukt. Sozialarbeiter und Klient in Beziehung. Tectum Verlag: Marburg.

RESSOURCENORIENTIERTES ARBEITEN MIT (FAMILIÄR) BELASTETEN KINDERN UND JUGENDLICHEN

Dr. Sybille Friedrich, Institut für Sozialpädagogische Psychologie, Quickborn

Die Grundannahme der Ressourcenorientierung lautet: Alle Menschen haben Ressourcen. Gleichzeitig gilt jedoch: Nicht allen Menschen sind die eigenen Kraftquellen gleichermaßen bewusst. Für die ressourcenorientierte Arbeit bedeutet das: Sozialpädagoginnen und -pädagogen suchen Schätze dort, wo zumindest ihre Klientinnen und Klienten zunächst keine vermuten. Sie brauchen dafür Zuversicht, Neugier und manchmal auch Hartnäckigkeit, man könnte auch sagen, eine „Schatzsuchermentalität“.

Wie sehr wir uns insbesondere unserer personalen Ressourcen, sprich, eigenen Fähigkeiten und Kompetenzen bewusst sind, hängt stark mit den biografischen Erfahrungen zusammen: Wie wurden wir als kleines Kind gespiegelt, welche Reaktionen bekamen wir auf unser Verhalten, welche Normen und Werte wurden uns vorgelebt? Sprich: Welche Welt- und Selbstsicht konnten wir entwickeln?

Eine große Rolle spielen dabei unsere sogenannten Attributionsmuster. Menschen mit negativer Welt- und Selbstsicht schreiben Erfolge in der Regel dem Zufall zu und erleben Misserfolge als Versagen, dessen Grund sie in der eigenen Unfähigkeit vermuten. Sie haben nicht den Eindruck, auf die Welt gestaltend Einfluss nehmen zu können, und sind oftmals regelrecht gefangen in einer erlernten Hilflosigkeit. Ihr Selbstwertgefühl ist daher meistens sehr gering. Die damit verbundenen kognitiven Muster gleichen einer Datenautobahn im Gehirn: Jede neue Situation löst in Bruchteilen einer Sekunde dieselben alten automatischen Bewertungen aus.

Neue Sichtweisen und Bewertungen haben es dagegen schwer. Hier hilft nur Wiederholung, um den Feldweg allmählich zur Landstraße auszubauen, um im Bild zu bleiben.

Der Ressourcenblick ist eine alternative Sichtweise auf sich und die Welt; er ist wohlthuend und stärkend, wenn er erst einmal sein volles Potential entfaltet, aber er ist zunächst auch fremd, und es braucht daher jemanden, der hilft, ihn zu entdecken und ihn sich zu eigen zu machen.

Widerstände gegen den Ressourcenblick von Seiten der Kinder und Jugendlichen gründen oft auf der Angst vor Enttäuschung. Insbesondere frühtraumatisierte Kinder mussten aufgrund ihrer Erfahrungen kognitive und emotionale Muster entwickeln, die es ihnen erschwerten, ihre eigenen Stärken zu erkennen und auf sie zurückzugreifen.

Frühtraumatisierung führt zum Verlust des Urvertrauens („Die Welt ist kein sicherer Ort, ich bin nicht geschützt“), zu geringem Selbstwertgefühl bis hin zu Selbsthass („Es muss an mir liegen, dass ich so schlecht behandelt wurde“), zu erlernter Hilflosigkeit anstelle von Selbstwirksamkeitserleben, zu Anstrengungsverweigerung aus der Angst heraus zu versagen sowie zu Gefühlsblindheit (eigene Emotionen und damit auch Bedürfnisse nicht erkennen zu können) und Bindungsstörungen.

Unter Ressourcenorientierung verstehen wir die systematische Analyse und Aktivierung klienteneigener Ressourcen mit dem Ziel der Stärkung von Selbstwirksamkeit, Selbstverantwortung und Selbstwert. Selbstwirksamkeit zeigt sich in der Erreichung selbst gesteckter Ziele. Und Ressourcen sind wichtig zur Zielerreichung, was sich leicht an den eigenen Erfahrungen überprüfen lässt. Deshalb gilt in der pädagogischen Arbeit: Lösungsaufschub so lange, bis die Klientin/der Klient sich ihrer/seiner Ressourcen bewusst ist und diese zur Lösungsplanung einsetzen kann. Ressourcen sind dabei vielfältig und begrenzen sich nicht auf die eigenen Fähigkeiten.

Ressourcenorientierung ist eine innere Haltung, die über den Einsatz von Methoden und Arbeitsweisen sichtbar wird und ihr volles Potential entfaltet. Die Methoden sind stärkend und partizipativ und verleiten zum Heben von Schätzen. Denn genau wie Bodenschätze müssen menschliche Ressourcen erst entdeckt, dann gehoben, dann nutzbar gemacht werden, bevor sie ihre Wirkung entfalten können.

Und sie dürfen natürlich nicht ausgebeutet werden. Ressourcenorientierung ist eine Regenbogenqualität: So wie der Regenbogen erst entstehen kann, wenn mit Sonne und Regen zwei scheinbar unvereinbare Wetterphänomene gleichzeitig am Himmel auftreten, so entsteht auch wirkliche Ressourcenorientierung erst, wenn die Würdigung der Probleme und das Erkennen von Stärken miteinander in Einklang gebracht werden.

Zur Referentin:

Dr. Sybille Friedrich ist Leiterin des Instituts für Sozialpädagogische Psychologie in Quickborn und arbeitet als Expertin der Bereiche Netzwerkarbeit und Ressourcenorientierung mit sozialen Einrichtungen und der Behörde für Soziales, Familie, Gesundheit und Verbraucherschutz Hamburg zusammen.

<http://www.sommer-uni.de/Personen.html>

Literaturtipp:

Möbius, Thomas und Friedrich, Sybille (Hrsg.) (2010): Ressourcenorientiert Arbeiten – Anleitung zu einem gelingenden Praxistransfer im Sozialbereich. VS-Verlag unter ISBN 978-3-531-16831-9.

MEINE FACHLICHE HALTUNG ALS INNERER ANKER IN HERAUSFORDERNDEN SITUATIONEN

Judith Rieger, Katholische Hochschule für Sozialwesen, Berlin

Wenn Sie sich Gedanken über gelingendes Aufwachsen in der stationären Erziehungshilfe machen, beginnen Sie vielleicht bei sich selbst als Fachkraft: Welche Haltung will ich verinnerlichen und welche Kompetenzen sind damit eng verknüpft? Möglicherweise haben Sie auch Zweifel: Was kann ich als Einzelne oder Einzelner schon bewirken? Das Ganze funktioniert doch nur, wenn das Team sich einig ist, die Leitung der Einrichtung die strukturellen Weichen stellt und die sozialpolitischen und gesetzlichen Rahmenbedingungen verbessert werden. Diese Bedenken sind absolut berechtigt, aber das bedeutet nicht, dass die einzelnen Fachkräfte den Umständen machtlos ausgeliefert sind. Es gibt immer einen individuellen Gestaltungsspielraum, der im Alltag nicht unterschätzt werden darf.

Die eigene fachliche Haltung basiert auf persönlichen Überzeugungen, theoriebasiertem Wissen und praktischen Erfahrungen. Sie umfasst alle handlungsleitenden Einstellungen gegenüber den vielfältigen Anforderungen innerhalb der Arbeitsprozesse. Sicherheit in der eigenen fachlichen Haltung erleichtert die Einnahme eines eigenen Standpunktes, von dem aus Sie professionelles Handeln hinterfragen, beurteilen und legitimieren können. Die fachliche Haltung hilft zudem dabei, Fachwissen situationsgerecht einzuordnen und die Notwendigkeit konkreter Handlungskompetenzen zu verstehen und zu begründen.

Der Tagungsworkshop gab Gelegenheit, sich einmal in Ruhe und ganz bewusst mit der eigenen berufsbezogenen Wertebasis zu beschäftigen. Zur Einstimmung wurden sieben Leitsätze vorgestellt, die den Kern einer fachlichen Haltung verdeutlichen, die für soziale Freiheit und Gerechtigkeit steht und für ein partizipativ-demokratisches Professionsverständnis eintritt. Im Wesentlichen geht es dabei um professionelle Neugier, Respekt und Anerkennung, Solidarität, Zutrauen in die betroffenen Familien, Mut zu unkonventionellen Lösungen, die auf der Lebensweltexpertise der Adressatinnen und Adressaten basieren, anstatt nur eine institutionsbestimmte Logik zu bedienen, Bereitschaft zur eigenen Flexibilität sowie eine fehlerfreundliche Lernkultur in der Einrichtung und Geduld bei der Bewältigung all Ihrer anspruchsvollen und vielschichtigen Aufgaben.

Ziel des Workshops war es, Klarheit über das eigene Wertefundament zu gewinnen, neue Anregungen aufzunehmen und dadurch die eigene Handlungssicherheit zu stärken.

Zur Referentin:

Judith Rieger ist wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Katholische Hochschule für Sozialwesen Berlin. Interessenschwerpunkte: Partizipation in der Sozialen Arbeit, Service User Involvement – erfahrungsbasierte Wissensvermittlung in der Lehre, Theoretische Grundlagen der Sozialen Arbeit, Wissenschaftsnaher Beratung und Praxisentwicklung

Literaturtipp:

Straßburger, Gaby/Rieger, Judith (Hg.) (2019): Partizipation kompakt – Für Studium, Lehre und Praxis sozialer Berufe. 2. Auflage, Weinheim und Basel, insbesondere S. 56–73.

BIOGRAFIEARBEIT ALS PÄDAGOGISCHE PRAXIS BEZIEHUNGEN GESTALTEN UND DAS VERSTEHEN DER EIGENEN GESCHICHTE FÖRDERN

Isabel Ursula Morgenstern, Institut für Biografiearbeit, Berlin

Die eigene Biografie als Kraftquelle

Biografiearbeit bedeutet, junge Menschen mit einer schwierigen Lebensgeschichte in die Lage zu versetzen, neben den Brüchen in ihrer Biografie auch Ressourcen und potenzielle Kraftquellen wahrzunehmen, auch wenn dies auf den ersten Blick schwer fallen mag. Ressourcenorientierte Biografiearbeit lässt sich aufgrund seiner ursprünglichen Wortbedeutungen auch als „auf die Quellen ausgerichtetes Abbilden des Lebens“ verstehen. Aus Sicht der Resilienz wird gefragt, wie Biografiearbeit dazu beitragen kann, entwicklungsschützende Faktoren im Leben eines Kindes zu fördern. Als Leitlinie gilt, dass durch Biografiearbeit die Person des Kindes gestärkt werden soll ebenso wie seine Familie, sein soziales Netzwerk und seine Umwelt – wovon auch die begleitenden Erzieher/-innen und Sozialarbeiter/-innen ein Teil sind. Damit geht es neben der Wahrnehmung und Reflexion der eigenen Person auch um Beziehungen und Fragen der Beziehungsgestaltung.

Biografien sind veränderbar

Biografiearbeit geht davon aus, dass Biografien veränderbar sind. Wie kann das sein, mag man sich fragen, da das gelebte Leben und die bestehenden Fakten dieselben bleiben. In Anlehnung an die Erziehungswissenschaft sei hier unterschieden zwischen den Begriffen „Lebenslauf“ und „Biografie“: Der Lebenslauf besteht aus einer Sammlung von Daten und wird in der Regel für andere, meist in beruflichen Zusammenhängen, verfasst. Damit steht er für die „Außenansicht“ eines Lebens. Eine Biografie beinhaltet jedoch auch „Innenansichten“ und Gefühle, die sich im Gegensatz zu den Fakten im Laufe der Zeit ändern können. Biografische Erzählungen lassen Perspektivwechsel und Neubewertungen zu und können somit in verschiedenen Lebensphasen verschieden wiedergegeben werden. Zur Biografie zählen nicht nur die Vergangenheit, sondern auch die Gegenwart und die Zukunft. Weil Lebenserzählungen in der Gegenwart entstehen, ist sie für die Biografiearbeit der wichtigste Moment.

Lebensbücher in der Arbeit mit Kindern und Jugendlichen

Besonders bewährt hat sich als Methode in der Arbeit mit Kindern und Jugendlichen das Lebensbuch. So ist in England Biografiearbeit im Adoptionswesen gesetzlich verankert, und die Arbeit mit „Life Story Books“ hat dort ihren festen Platz. In Deutschland, Österreich und der Schweiz begann die Arbeit mit Lebensbüchern im Pflegekinder- und Adoptionswesen in den 1980er-Jahren. Im Mittelpunkt stehen dabei das Kind selbst, seine aktuellen Lebensbezüge, seine Familie und Herkunft sowie Wünsche und Pläne für die Zukunft. Ein Lebensbuch kann ähnlich wie ein Ressourcenkoffer oder eine Schatztruhe dazu dienen, in schwierigen Momenten Kraft zu schöpfen und sich der eigenen Person und ihrer Bezüge rückzuversichern.

Biografiearbeit als Unterstützung im Alltag

Nicht zuletzt stellt Biografiearbeit auch für Fachkräfte eine Möglichkeit der professionellen Selbstreflexion dar, um Kraft zu schöpfen, sich der eigenen Ressourcen bewusst zu werden und diese zu pflegen. Insbesondere ist Biografiearbeit eine wertvolle Methode zur vertiefenden Beziehungsgestaltung zwischen Fachkraft, Kind und Familie.

Zur Referentin:

M.A. Isabel Ursula Morgenstern ist Referentin und Pädagogin für Biografiearbeit. Sie arbeitet für das Institut für Biografiearbeit Berlin und ist Leiterin der Memory Biografie- und Schreibwerkstatt e.V.

www.memory-werkstatt.de

<https://biografiearbeit-institut.de>

Literaturtipps:

Morgenstern, Isabel, 2011. Projekt Lebensbuch – Biografiearbeit mit Jugendlichen. Berlin: Memory Biografie- und Schreibwerkstatt e.V. (Vorher: Mülheim: Verlag an der Ruhr)

Morgenstern, Isabel, 2015. Geschichten, die Mut machen – Ressourcenorientierte Biografiearbeit mit Eltern und Großeltern. Berlin: Memory Biografie- und Schreibwerkstatt e.V.